

Der Gemüsegarten bringt noch reichlich Arbeit; abgeerntete Beete sind zu graben, zu düngen und baldigst wieder frisch zu bepflanzen. Frühkartoffeln werden geerntet, Thymian, Minze, Majoran, Melisse und andere Gewürzpflanzen sind ab-

aufschneiden und zu trocknen. Beim Blumenkohl sind die Blätter noch immer umzubrechen, damit die Blume weich und zart bleibt. Bleichsellerie wird fortgesetzt angehäufelt, um weiße, zarte Blattstiele zu erzielen. Gepflanzt werden noch: Grünkohl, Winterendivie, Kohlrabi, Porree, Majoran und Kopfsalat. Ausgesät werden: Herbstrüben, Rettich, Radieschen, Rapunzel, Spinat und frühe Buschbohnen. Die Zwiebeln, deren Laub welk ist, werden ausgehoben und einige Tage auf dem Grunde liegen gelassen, bis sie trocken sind. Dann befreit man sie von dem verwelkten Laube und von allem Grund und bringt sie an einen luftigen, trockenen Ort, am besten auf den Speicher. Die Tomaten (Liebesäpfel) werden bis auf die besten Triebe ausgeputzt und fleißig mit verdünnter Jauche (halb Jauche, halb Wasser) gegossen, vorher aber zu Stöcken oder Jämen aufgebunden. Um eine recht reiche Gurkenente zu haben, empfiehlt es sich, die Zweige der Gurkenpflanzen recht häufig zu entspitzen, damit reichlich Nebentriebe entstehen. Ist das Wetter sehr naß, und die Gurken der Gefahr des Faulens ausgesetzt, so lege man sie auf trockenes Reisig. Besondere Beachtung widme man den Kohlbeeten und suche auf den Blättern nach den Eiern des Kohlweißlings (*Pieris brassicae*). Dieser unser gemeinster und gefährlichster Schmetterling legt seine birnförmigen, grünlichen und späterhin goldgelben Eier in Häufchen bis über 100 nebeneinander gehetzt auf die Unterseite der Blätter, wo sie leicht in die Augen fallen. Sind später erst die bekannten gelblich-grünen mit schwarzen Punkten, Flecken und kurzen Borstenhaaren versehenen Raupen ausgekrochen, dann ist die Vertilgung schon bei weitem schwieriger und ehe wir uns versehen, sind die Kohlfelder vollständig kahl gefressen. Raupen und Larven, namentlich der Gammaule, des Spargelhähchens und dergl., sind zu vernichten. Eine Beiprügung des Spargels mit insektenstöbenden Mitteln hat sich gut bewährt. Stengel, die von Rost befallen sind, sollten abgeschnitten und alsbald verbrannt werden. Die Sellerieflye ist zu beachten.

Ziergarten. Der Garten soll jetzt in voller Pracht stehen und muß in dieser erhalten werden. Die Hauptarbeit besteht in der Instandhaltung der Rasenplätze, die wöchentlich mit der Maschine zu schneiden sind, und in der Bewässerung des Gartens. An Spalieren und Lauben werden die Schlingpflanzen wiederholt angeheftet, ebenso erforderlichenfalls auch blühende Stauden und Sommergewächse. Wo kein Samen geerntet werden soll, da schneidet man abgeblühte Stengel ab. Reife Samen werden abgenommen, an der Luft auf Papierbogen getrocknet, dann gereinigt und trocken aufbewahrt. Anschön gewordene Blumenbeete werden ausgebeffert oder neu bepflanzt. An Ort und Stelle können noch schnelllebiges Sommerblumen, so Reseda, Lupinen und Mohn gesät werden. Auf Kulturbete des Anzuchtgartens sät man verschiedenartige Stauden und von zweijährigen Gewächsen, Stiefmütterchen, Vergißmeinnicht und Silenen. Die Saatbete sind gleichmäßig feucht und unkrautfrei zu halten, große Kürbisfrüchte zu stützen, abgeblühte Frühlingstauben zu teilen und frisch zu pflanzen.

Zimmergarten. Von einer eigentlichen Zimmergärtnerei kann man im Juli nicht gut mehr sprechen, denn die Blumentische sind nun leer und die Topfgewächse befinden sich fast durchweg im Freien. Im wesentlichen beschränkt sich die Tätigkeit des Zimmergärtners auf die Fortführung der für Juni angegebenen Arbeiten. Raschwüchsige Gewächse verpflanzt man noch, andere werden aufgebunden, Kamelien, die fertig getrieben haben, kommen nun ebenfalls ins Freie an schattige Stellen. Sämlinge von Primeln, Cinerarien und Calceolarien pikieren man, pflanze sie später in kleine Töpfe und halte sie recht lustig. Cyclamen werden zum letzten Male verpflanzt. Reife Topfgewächsesamen erntet man.

Viehucht. Die jungen Tiere sollen fleißig auf die Weide gebracht werden. Zum Schutz gegen Fliegen und ähnliche Plagegeister bekommen sie eventuell eine wirksame Einreibung. Bei der Wärme ist auch die massenhafte Vermehrung des Ungeziefers zu beachten und dagegen vorzugehen. Möglichst oft ist den Tieren in der Schwemme zur Kühlung und Reinigung Gelegenheit zu geben, doch dürfen die Tiere nicht schwitzend gebadet werden und in solchem Zustande kein kaltes Wasser zum Saufen bekommen. Grünfutter soll nie in weitem Zustande verfüttert werden. Man schneide deshalb nur immer soviel, als für eine Fütterung gebraucht wird und zwar mäh man in der Morgen- oder Abendkühle. Im Schafstalle beginnt jetzt die Sommerlammung und ist für die Lammische eine gute Weide in der Nähe des Stalles bereit zu halten, da die Lämmer erst auf entferntere Weiden gehen können, wenn sie kräftig herangewachsen sind.

Der Geflügelzüchter hat jetzt dort, wo in günstigen Lagen einzelne Getreidefelder schon abgeerntet werden konnten, Gelegenheit, seine Hühner, in erster Linie aber seine Gänse auf

die Stoppeln zu bringen, wo sich in den aus den Aehren ausgefallenen Körnern kräftige und billige Nahrung findet. Die jungen Gänse können jetzt zum erstenmale gerupft werden, jedoch muß dies in schonender Weise geschehen und dürfen die Seitenfedern über den Schenkeln, worauf die Flügel ruhen, nicht entfernt werden, da sie sonst die Flügel schleppen würden. Die Federn sind zum Rupfen reif, wenn sie gern ausgehen und nicht mehr blutig oder feucht sind. Junge Gänse, welche verkauft, sowie diejenigen, welche gemästet werden sollen, darf man jedoch nicht rupfen, da sie sonst schwer zu mästen sind. Reines Trinkwasser und frisches Futter sind die Hauptbedingungen bei der Geflügelzucht. Viele Hühner verlieren massenhaft die Federn, ohne daß die eigentliche Mauserzeit eingetreten ist. Wer seine Tiere genau besichtigt, ebenso die Ställe, wird als Ursache kleine Federmilben finden. Reinlichkeit, Staubbäder mit Kalk und Asche, freier Auslauf können allein diese Kalamität verhüten. Fleischabfälle wirken gefocht nur günstig auf die rasche Entwicklung der Küken. Das Perlhuhn legt jetzt die meisten Eier. Jungen Enten, Gänse, Truthühner werden zur Mast eingestellt.

Bienenzucht Anfangs Juli gibt es gewöhnlich recht viel auf die Stände zu tun. Nicht nur fallen hier und da noch Nachschwärme, welche am besten den Muttervölkern zurückgegeben werden, auch die meisten Standvölker fordern unsere Aufmerksamkeit. Die Schwärme müssen noch immer beobachtet werden, ob sie auch regelrecht bauen und ihr Brutnest ausgebaut haben, im Notfalle muß durch reichliche Futtergaben der Bautrieb rege erhalten werden. Nachschwärme und abgeklärte Muttervölker sind auf Weiselrichtigkeit zu untersuchen. Sind Königinnen vorhanden, welche trotz rechtzeitig stattgefundenener Befruchtung nicht in die Eierlage eintreten wollen, was öfter bei sehr geschwächten Muttervölkern der Fall ist, so suche man ebenfalls durch Füttern die Königinnen und das Volk zu reizen, unter allen Umständen hänge man eine auslaufende Bruttafel als bestes Triebmittel zu. Treten die jungen Königinnen innerhalb drei Wochen nach dem Schwärmen nicht in die regelrechte Eierlage ein, so ist fast immer Drohnenbrütigkeit zu erwarten. Sobald dieselbe festgestellt, säume man keinen Augenblick mit der Hilfe, entferne die drohnenbrütige Mutter und gebe eine junge befruchtete Königin dafür auf einer auslaufenden Bruttafel. Längere Zeit drohnenbrütig gewesene Völker sind zumeist für immer verloren, da sie nur schwer zugelegte Königinnen annehmen, oder wenn sie sie annehmen, doch nicht imstande sind, die Maden recht zu ernähren, so daß nach einigen Wochen noch ein Absterben der Königinnen stattfindet. Auch kann in der ersten Hälfte des Juli die Königinnenzucht weiter getrieben und zugleich zur Neubeweiselung solcher Völker, deren Entwicklung nicht befriedigt hat, verwendet werden. Falls spät gefallene Schwärme bei spärlicher Tracht voraussichtlich ihre Brutnester nicht auszubauen vermögen, so helfe man mit künstlichen Mittelwänden und starker Fütterung nach. Unter allen Umständen empfiehlt es sich doch auch, schon jetzt solche Völker zu vereinigen, damit das vereinigte Volk wenigstens noch ein vollständiges Brutnest erzielt. Kein Imker in Frühtracht-Gezeiten veräume es, wenigstens eine kleine Fläche Senf, Reseda oder Phazelia jetzt auszusäen, um bei den Herbstfütterungen den Bienen damit noch eine, wenn auch kleine Tracht zu schaffen, was von überaus großem Vorteile für die rechte Bearbeitung des Futters ist.

Die Hainbuche.

(Nachdruck verboten.)

Obgleich die Hainbuche fast auf allen Bodenarten in der Ebene und im Gebirge vorkommt, so zieht sie doch im allgemeinen einen frischen, humosen Boden vor, findet sich dagegen nicht auf sauren Böden. Ihre Ausschlagsfähigkeit ist groß, und deshalb ist an Stellen, wo sie nicht gewünscht wird, zeitig an ihre Vertilgung zu denken. Der Baumschlag ist dicht, und ihr Schattenertragnis sehr groß, so daß sie im dunklen Walde an einzelnen Stellen immer noch fortvegetiert, ohne einzugehen.

Für den Hochwald eignet sie sich nicht besonders, da ihr Höhenwachstum schnell, schon im 30. Jahre nachläßt und sie mit den anderen Holzarten nicht fortkommt, dagegen bildet sie in Eichenbeständen ein vorzügliches Bodenschuhholz. Im Mittelwalde ist sie der dichten Belaubung, des niedrigen Stammes und der weitausreichenden Aeste wegen als Oberholz nicht anwendbar, dagegen liefert sie als Unterholz, sowie auch im Niederwalde ein vorzügliches Brennholz und ist, wie schon bemerkt, von langer Ausschlagsfähigkeit. Zum Kopf und Scheitelholzbetrieb eignet sie sich ebenfalls und ferner, da sie ein Beschneiden sehr gut verträgt, zu Hecken und Lauben, die man in jeder Form schneiden und zieren kann.

Da sie durch natürlichen Anflug in jedem Walde oder Beibuch vorkommt und sich gut verpflanzen läßt, so wird man selten in die Lage kommen, sie in Kämpen zu ziehen, dagegen sucht man wohl die jungen Pflanzen brauchen im Walde auf und verschult sie, um schön gewachsene gerade Stämme zu erhalten. Der Samen selbst wiegt entlügelt ca. 5 Kilogramm per Dektoliter, mit Flügel 3-4 Kilogramm. Im Kämpen wäre ev. 1-15 Kilogramm entlügelter Samen pro Ar notwendig.

Die Gefahren sind bei der Dainbuche gering. Ihre ärgsten Feinde sind die Mäuse, die durch Benagen die jungen Pflanzen töten. Die ganz jungen Pflänzlinge leiden auch wohl durch Dürre und Graswuchs, dagegen ist sie dem Forstschaden fast gar nicht ausgesetzt und hält Schaden durch Verbeissen, selbst durch Schafweide aus.

Die Benutzung des gelblichweißen, kernlosen, harten, schwerspaltigen Holzes ist bei der geringen Ausbeute verhältnismäßig gering. Als Brennstoß steht es der Rotbuche nicht nach, sowohl als Stammholz des Baumes, wie auch als Ausschlagholz im Mittel- oder Niederwalde. Als Ruhholz hat es Bedeutung zu Schubleisten, Radstämmen, Zapfenstielen, Poststaben, Schuhstiften, Hobeln, Werkzeugstielen.

Das Laub ist ein gutes Winterfutter.

Die Anzucht und Pflege wird sich beim Landmann wohl meist auf die Anlage von Hecken, Knicks und Lauben beschränken, immerhin aber soll man stärkere Baumexemplare nicht ohne weiteres in das Brennholz hauen, sondern eventuell wachsen lassen; es kommt doch mal das Bedürfnis nach einem guten Stück Dainbuchenholz oder es findet sich zufällig ein Käufer dafür, der es dann gut bezahlt.

Einiges vom Champignon.

Allgemach fängt man auch im Osten und Norden unseres Vaterlandes an, sich für eine rationelle und nutzbringende Zucht des edelsten unter den Pilzen, des Champignons, zu interessieren.

Im ganzen ist die weniger lebhaftige Inangriffnahme derartigen Anlagen, wohl durch das in gewissen Gegenden ungemein häufige Auftreten des Champignons als wildwachsendem Pilz zuzuschreiben.

Jedoch ist man bei dem Frei- und Wildwachsen der Pilze immer nur an eine bestimmte Zeit gebunden und Lieferungen an große Delikatesenhäuser, Gasthöfe und sonstige Engros-Abnehmer sind nicht jederzeit inne zu halten.

Will man wirklich Ertragsreiches auf diesem Gebiete leisten, so muß man Sommer- und Winterkulturen einrichten, damit der Vorrat sich nie vollständig erschöpft, und die Abnehmer ihre Lieferungen regelmäßig erhalten können.

Nur so ist heutzutage ein Geschäft zu machen und in die Höhe zu bringen, die Konkurrenz auszuhalten und etwas zu verdienen. Zur Anlage einer Herbst- und Winterkultur ist vor allem ein frostfreier Raum, Keller, Schuppen oder Stall nötig, in welchen auch das nötige Lager von Pferdebünger, Sand und Humus der die Champignonsbrut gebracht wird.

Beschreibungen zu den Anlagen erhält man bei den Gärtnereien und Züchtern, wo man die Sporen herbezieht, — sammelt man letztere selbst im Herbst auf Wiesenrändern, Tristen etc., so gibt jedes Gartenbuch die nötige Belehrung, die hier erübrigt.

Champignons sind nicht nur frisch zu verwerten, sondern auch in Büchsen eingemacht, mit Butter eingelassen und getrocknet.

Als frisches Gemüse findet man zahlreiche Bereitungsarten, ebenso als Zutat an Suppen, Fleisch- und Fischgerichten, zu Saucen und Zusätzen verschiedenster Art. Es dürfte sich da ein weites Feld für den Erfindergeist der Kochkünstlerin entwickeln und die Geschmacksnerven der feinsten Feinschmeyer in angenehme Aufregung geraten.

Ich nenne von neueren Champignongerichten folgende:

- Champignons mit Hechtleberfarce.
- Champignons in Rührei.
- Champignons auf filets mignonnes von Kapuun und Poularden.
- Champignons mit Sommermayonnaise.
- Champignons mit Artischockenfondue.
- Champignonstiele en ragout crevettes.
- Champignonsuppe auf Molièreart.
- Champignon-Ohsenagen.
- Champignons auf Tartarenart.
- Champignons grilliert mit Kalbsmilch.
- Champignons auf kaiserliche Art.
- Champignons mit Nieren und Hahnenkammern.
- Champignons mit Oliven Gemüse in Croutons.
- Champignon-Sardellencreme in Muschelschalen.

G. Norrin.

Vorsicht beim Bespritzen der Reben!

(Mitteilung der pflanzenpathologischen Versuchstation, Geisenheim.)

Die an Peronospora so sehr reichen Jahre 1906 und 1906 haben uns gezeigt, daß man bei der Bespritzung der Reben nicht in einem Jahre verfahren darf wie in dem andern, sondern daß man sich hinsichtlich der Zusammensetzung der Brühe sehr nach den Witterungsverhältnissen, unter denen sich die Reben entwickelt haben, richten muß. Ist das Austreiben der Stöcke bei meist sonnigem, warmem und trockenem Wetter vor sich gegangen, so wird die Oberhaut der grünen Teile normal ausgebildet, d. h. sie erhält dann eine bestimmte Dicke und Festigkeit, die sie in den Stand setzt, selbst konzentrierteren Brühen zu widerstehen, so daß man alsdann ohne Sorge eine 2prozentige Brühe, die besser wie die geringer prozentigen auf den Rebtrieben haftet, zur Anwendung bringen kann. Anders liegen jedoch die Verhältnisse bei vorwiegend trübem und feuchtwarmem Wetter. In einer solchen „Treibhausluft“ bleibt die Oberhaut der grünen Rebstiele dünn und zart, so daß sie leicht durch die auf sie gebrachten Brühetropfen geschädigt werden können. Und dieser Schaden ist um so größer, je höherprozentige Brühen man zur Bespritzung verwendet hat.

Daraus ergibt sich, daß man in einem feuchten und warmen, sonnencheinarmen Frühjahr nicht die gebrauchliche zweiprozentige Brühe zum Bespritzen der Weinberge benutzen soll, sondern hierzu eine 1/2-1 prozentige Brühe verwenden muß. Und da die diesjährige Frühjahrswitterung sich sowohl durch Mangel an Sonnenchein, als auch große Feuchtigkeit bei hoher Temperatur auszeichnet, kann den Winzern nur empfohlen werden, zur ersten Bespritzung ihrer Reben eine nur einhalb- bis einprozentige Kupfervitriollösung zu benutzen.

Dr. G. Lüftner.

Nur keine Wachstumsstörungen.

Von H. F. v. Stechow.

Unsere Kulturpflanzen sind in jeder Hinsicht empfindlicher als die freiwachsenden. So machen sich insbesondere Wachstumsstörungen sehr unangenehm bemerkbar. Freudig wachsende Pflanzen bleiben meist von Ungeziefer und Pilzen verschont, im Wachstum gestörte kränkeln, wimmeln von tierischen und pflanzlichen Schädlingen und holen sich bei der geringsten Gelegenheit leicht einen „Schnupfen“. Aber selbst wenn all dies Unheil nicht eintritt oder vorübergeht, bleibt die betroffene Pflanze doch stark in der Entwicklung zurück. Zeit ist aber Geld. Außerdem kann der Fall eintreten, daß die Ernte z. B. bei Gemüsen nicht mehr vorgenommen werden kann, was besonders häufig im Gebirge eintritt. In Höhenlagen von 400 Meter an ist z. B. im deutschen Mittelgebirge meist der Boden sehr lange gefroren. An eine Freilandausfaat der landläufigsten Gemüse ist also dort nicht zu denken. Die Pflanzen müssen im Frühbeet, Zimmer oder Warmhaus angezogen werden, sofern es nicht vorgezogen wird, sie aus der Ebene zu beziehen. Wie leicht treten da Wachstumsstörungen ein, wenn die zarten Pflänzlinge ausgepflanzt werden. Daher genügend vorher abhärten!

Oder nehmen wir an, es wolle jemand recht früh Bohnen ernten und säte daher schon Anfang Mai. Die Witterung ist warm und die Samen keimen schnell. Da — gerade als die jungen Keimlinge das Tageslicht zum erstenmal erblicken, ändert sich die Temperatur plötzlich. Die Pflanzen verkühlen sich gehörig und die Folge — Wachstumsstörung — ist da. Nun mühen und stockern sie, indes die 14 Tage später gesäten Bohnen sie bald überholen.

Ein anderer Gartenbesitzer gießt bei Sonnenchein im Sommer womöglich gedankenlos mit kaltem Wasser, frisch aus dem Brunnen. Was tritt ein? Genau dasselbe, was sich beim Menschen nach Genuß zu kaltem Wasser einstellt: eine Magenstörung, ins Pflanzliche übertragen: eine Störung der Vegetation.

Ein Pfingstausslug hält wieder einen anderen Garteneigentümer zwei, wohl auch drei Tage von Hause fern. Er kehrt wieder und sein Blick fällt auf die matt und welk aussehenden Pflanzen — die hatte er ganz vergessen! — Sie erhielten sonst reichlich und regelmäßig Wasser, nun war der dritte heiße Tag vorbei und noch erfrischte sie keine Labung. So waren Wachstumsstörungen unausbleiblich.

Solcher Punkte könnte ich noch eine ganze Reihe aufzählen, und der Gartenfreund würde bei aufmerksamer Betrachtung noch mehr dazu finden. Unsere Kulturpflanzen sind eben keine Wildpflanzen mehr und legen uns als Ersatz für ihre reichen und zarten Erträge auch Pflichten und Sorgen auf. Gegen-

wärtigen wir uns das Heer übler Folgeerscheinungen bei jeder Vernachlässigung, als da sind tierische und pflanzliche Schädlinge mannigfacher Art, dann wird jeder einzelne in den Ruf einstimmen: „Nur keine Wachstumsstörungen!“

Für Hof und Garten.

Mittel gegen parasitische Krankheiten auf den Kernobstbäumen.
(Nachdruck verboten.)

Gegen das Auftreten parasitischer Krankheiten auf den Kernobstbäumen hat sich das rechtzeitige Besprühen mit einer Kupfervitriollösung bisher am besten bewährt. Die erste Bespritzung soll vorgenommen werden, wenn die Früchte die Größe einer Nuss erreicht haben, und zwar mit einer Lösung von 200 Gramm Kupfervitriol in 100 Liter Wasser; die zweite 14 Tage bis 3 Wochen später mit einer Lösung von 400 Gramm Kupfervitriol in 100 Liter Wasser; die dritte Bespritzung erfolgt abermals nach 2 bis 3 Wochen, mit einer Lösung von 600 Gramm Kupfervitriol in 100 Liter Wasser, und mit der gleichen Dosis besprüht man endlich nach Verfluß von 3 Wochen die Bäume zum vierten- und letztenmal. Der Erfolg wird nicht ausbleiben.

M. Lebl.

Von Nah und Fern.

Gesellschaftsreisen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft im Sommer 1908. Alljährlich veranstaltet die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft Studienreisen ihrer Mitglieder im In- und Auslande, um auch auf diese Weise belehrend zu wirken. Für den Sommer 1908 ist im Anschluß an die 22. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, welche vom 25.—30. Juni in Stuttgart stattfinden wird, eine Studienreise nach der Schweiz vorgesehen, um die Schweizer Originalzuchten mit den süddeutschen Zuchten, welche auf der Ausstellung in Stuttgart gezeigt werden, zu vergleichen, dann aber auch, um die großen Meliorationsarbeiten, welche in der Schweiz ausgeführt werden, zu studieren. Außerdem soll eine Inlandsreise durch die Ansiedlungsgebiete in den preussischen Provinzen des Ostens ausgeführt werden. Diese zweite Reise soll sich aber auch auf die Befichtigung des Großgrundbesitzes der dortigen Gegend erstrecken.

Stuttgart, 24. Juni. Gelegentlich der 23. Wanderversammlung und 22. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, die hier vom 25.—30. Juni d. Js. stattfinden wird, sind insgesamt 14 Ausflüge geplant, welche den Ausstellungsbesuchern die landwirtschaftlichen Betriebe in der näheren und weiteren Umgegend Stuttgarts zeigen sollen. Da der Andrang zu diesen Veranstaltungen immer sehr groß ist, ist es ratsam, die Anmeldung bei der Hauptstelle der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, Berlin SW., Dossauerstraße 14, unter gleichzeitiger Einsendung des Preises der Teilnehmerkarte schon jetzt zu bewirken. Die Anmeldung gilt erst dann als vollzogen, wenn der Preis für die Teilnehmerkarte gezahlt ist. An den Ausflügen können nur Mitglieder der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft teilnehmen. Ueber die näheren Einzelheiten ist im Stück 21 der „Mitteilungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft“ vom 23. Mai d. Js. näher berichtet. Es werden folgende Ausflüge veranstaltet: Am Sonntag,

23. Juni: 1. Nach Blabach—Schönan—Ohringen—Weinsberg—Heilbronn; 2. nach dem Kgl. Württg. Privatgestütze Weil und Scharnhausen; 3. nach dem Kaiserstuhl bei Freiburg i. B.; 4. nach der Burg Hohenzollern und Tübingen; 5. nach dem Kgl. Gestütshofe St. Johann. Am Montag, 24. Juni: 6. nach Hohenheim, der Landwirtschaftlichen Hochschule, ihren Zweiginstituten und der Gutswirtschaft; 7. nach Heuchlingen—Willenbach—Offenau—Heilbronn; 8. nach den Gräfl. Neckbergischen Gütern Messelhof—Oberwesterfeld und Vereinsjungviehweide Gingen a. F.; 9. in das Algäu (2 Tage). Am Dienstag, 25. Juni: 10. nach der Salmonidenzuchtanstalt Oberndorf a. N.; 11. nach Sindlingen—Niederreutin—Sindelfingen; 12. nach den Landesgestütshöfen Offenhausen—Marbach und Schloß Lichtenstein; 13. nach Rosenfeld—Ulm—Burgholzhausen—Untertürkheim—Sindelfingen; 14. nach Ulm—Laupheim—Kaltenberg—Schäferhof—Tettmann—Bodensee (2 Tage).

Landwirtschaft.

— Der Eintritt der Gelbreife wird vielfältig nach der Farbe des Palmes beurteilt. Doch ist es besser und auch sicherer, dieselbe durch eine Untersuchung der Körner festzustellen. Zu diesem Zwecke nehme man mehrere vollkommen entwickelte Aehren, die an verschiedenen Stellen des Feldes gewachsen sind, und aus der Mitte jeder Aehre ein vollkommen ausgebildetes Korn. Diese Körner schneide man mit einem scharfen Messer quer durch. Zeigt sich unter der Schale, insbesondere an der Längungsstelle der Körner, keine grünlichen Streifen mehr, so ist die Gelbreife eingetreten und zögere man dann nicht mehr mit dem Schneiden der Früchte. Ganz besonders veräume man nicht beim Weizen den rechtzeitigen Eintrieb, da derselbe erfahrungsgemäß leicht ausfällt. Nur bei der Ernte der Braugerste soll in der Vollreife geerntet werden, weil alsdann die Körner eine möglichst gleichmäßige, schöne Farbe haben und auch eine gleichmäßigere Ausbildung zeigen.

— Was bezweckt man mit dem Schneiden des Grünfutters? Um dasselbe besser mit dem Raufutter mischen zu können, weil 1. ersteres ein zu enges Nährstoffverhältnis hat; 2. dem Aufblähen dadurch vorgebeugt wird; 3. nasses, gefrorenes oder bereiftes Grünfutter bekömmlich macht; 4. ein allmählicher Übergang von der Trockenfütterung zur Grünfütterung ermöglicht wird. Geschchnittenes Grünfutter muß bald verbraucht werden, denn welches ist der Gesundheit nachträglich. Die Zerkleinerung soll bis auf 4—5 Zentimeter erfolgen.

Die Verwendung der Bullen zur Arbeit trägt auch dazu bei, daß dieselben nicht so leicht bössartig werden. Im allgemeinen darf man sagen, daß die Tiere nur durch eine rohe Behandlung unlenksam und bössartig werden. Wird der Bulle dagegen von Jugend auf sanft behandelt, nicht gereizt und ohne Ursache geschlagen, so bleibt derselbe meist gutartig und lenksam. Eine rohe Behandlung jedoch, wie sie nicht selten den Bullen zuteil wird, macht dieselben ungebärdig und ist vielfach die Ursache, daß die Tiere zu früh abgeschafft und der Zucht entzogen werden müssen.

Verantwortlich für die Redaktion: i. B.: Paul Lorenz, für den Anzeigenteil: Carl Köstel; Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers Leybold & Krantz, sämtlich in Wiesbaden.

Ablatzgebiete auf dem Lande erschließt erfolgreich unter Anzeigenteil.

Aufbesserung zurückgebliebener Saaten.

Schlecht überwinterten oder sonst mangelhaft entwickelten Saaten (Weizen, Roggen, Gerste, etc.) kann aufgeholfen werden

1 L

durch Kopfdüngung mit Kalisilikat.

Kalisilikat kann nie schädlich wirken. Für diesen Zweck genügen im allgemeinen 200 kg Kalisilikat pr ha. oder 50 kg Kalisilikat pr Morgen. — Auskunft über Preis etc. erteilt die

Westdeutsche Eisenbahn-Gesellschaft, Abteilung Steinbrüche in Brohl a. Rh.



Nr. 146.

Mittwoch, den 24. Juni 1908.

23. Jahrgang.

Auf der Landstrasse.

Von Walter Schmidt-Häbler.

(Fortsetzung.)

Wie ein zu Tode getroffenes Raubtier duckte der Graf sich in die Sofaecke zusammen, und die Zigarette glitt aus seinen Lippen, die eine bläuliche Färbung annahmen.

Der Mund, der soeben noch so zynisch gelächelt hatte, zog sich in den Winkeln tief nach unten wie in physischem Schmerz, und auf der Stirn zeigte sich hervorwölgender Schweiß. So sah er wortlos da — ein klägliches Bild feiger Erbärmlichkeit.

„Können Sie noch leugnen, was Sie getan?“ fuhr Oswald mit bebender Stimme fort, während ihn ein namenloser Ekel beim Anblick dieses jähen Zusammenbruches überkam. „Können Sie auch angesichts dieser Tatsachen den traurigen Mut finden, das Unwiderlegbare zu leugnen? — Aber der Versuch Ihrerseits würde vergeblich sein, und ich will es Ihnen ersparen, sich zu blamieren, um Ihren eigenen Ausdruck von vornherein zu gebrauchen. Um ganz sicher zu gehen, ist von einer autoritativen Kommission der unfennliche Leichnam in der Familiengruft untersucht worden, und dabei hat man zur Evidenz festgestellt, daß derselbe unmöglich mit dem des jungen Grafen identisch sein konnte.“

„Wer kann das behaupten?“ röchelte Bodo, ohne sich zu rühren, nur seine stahlgrauen Augen funkelten zu dem Sprecher empor.

„Die Wissenschaft, mein Verehrtester, die Sie vergaßen, vorher nach dem Notwendigsten zu befragen. Der junge Graf hat vor Jahren einen doppelten Armbruch erlitten, und an dem Skelett, das man vorfand, sind beide Armknochen völlig intakt. Und daß der Sohn des Hauses, den ihr getreuer Francois als einen geistesgestörten Bruder bei Dr. Löwenthal abliefern, lebt, weiß ich so genau, wie Sie wissen, daß Sie ein Mörder sind, der keiner Rücksicht und Schonung würdig ist.“

Bodo schwieg. Seine Augen schlossen sich wie im Krampf, und die Zähne bohrten sich förmlich in die Unterlippen in sinnloser Wut und Verzweiflung.

„Und nun, Herr Graf, ist es wohl Zeit, zum Schluß zu kommen. Während ich hier mit Ihnen abrechne als Bevollmächtigter Ihres Herrn Oheims und seiner Tochter, befindet sich der befreite Erbe des Majorats auf dem Wege zu den Seinigen.“

Sie haben also nichts weiter zu tun, als die Bedingungen, die ich Ihnen stelle, bedenkenlos anzunehmen. Dieser Herr ist beauftragt, Sie als des doppelten Mordversuchs, der Freiheitsberaubung und Urkundenfälschung verdächtig, sofort zu verhaften und geschlossen nach der Residenz abzuliefern wie einen gemeinen Verbrecher.

Da ich nun von meinem bürgerlichen Standpunkt die Indelikatesse eines solchen Schrittes sehr begreiflich finde,

Nachdruck verboten.

so mache ich Ihnen einen anderen Vorschlag, der Ihnen als Träger eines der vornehmsten Namen eine würdigere Lösung dieser Angelegenheit ermöglicht.

Nehmen wir an, Sie, der erlauchte Graf, hätten mich, den bürgerlichen Dr. Eßstädt, gewürdigt, mit mir zu spielen und hätten eine hohe Summe verloren, die Sie innerhalb der festgesetzten 48 Stunden unmöglich zu zahlen imstande sind. Ein Zettel mit dieser Erklärung, an mich adressiert, genügt vollständig. — Sie haben mich wohl begreifen?“

Langsam öffneten sich die Augen des Grafen, in denen jeder Glanz erloschen zu sein schien, ein langer, entsetzlicher Blick fiel auf das steinerne Gesicht Oswalds, der wie die verkörperte Nemesis vor ihm stand.

Dann senkte Bodo langsam den Kopf, wie zum Zeichen schweigenden Einverständnisses.

Er hatte verspielt, einen Ausweg gab es nicht mehr.

„Wir lassen Sie jetzt allein, Herr Graf, und geben Ihnen genau eine halbe Stunde Zeit, zu überlegen, ob Sie als Kavaliere Ihre Ehrenschild in der üblichen Weise tilgen wollen oder ob Sie es vorziehen, im Gefühl Ihrer Unschuld sich einer unausbleiblichen Verhaftung durch diesen Herrn auszuliefern, der Sie mit mir unten an der Treppe erwartet. Noch eine halbe Stunde. — Nicht eine Minute länger.“

Damit verbeugte er sich kurz und verließ das Zimmer.

Schon vorher hatte Geride den nach innen gesteckten Schlüssel herausgezogen und schob ihn jetzt von außen ins Schloß.

„Vier Augen sehen mehr als zwei“, sagte er, indem er den Schlüssel zweimal umdrehte und abzog. „So wissen wir wenigstens, daß er das Zimmer nicht verläßt und keinen Fluchtversuch unternimmt.“

Damit stiegen sie langsam in die Wirtsstube hinunter.

An einem Tisch saß der Wirt und starrte vor sich hin.

„O, was ist das für eine schreckliche Geschichte“, sagte er, als die beiden eintraten. „Daß die Polizei einmal in mein ehrames Haus kommen würde, hätte ich in meinem Leben nicht geglaubt.“

„Beruhigen Sie sich, bester Mann“, sagte Geride lächelnd. „Die Sache ist nicht so schlimm, wie Sie glauben. Es handelt sich durchaus nicht um eine Sache, die dem Ruf Ihres Gasthofes schaden könnte. Der Herr da oben ist diesem Herrn hier eine große Summe Geldes schuldig und wollte sich heimlich aus dem Staube machen. Das ist alles. So was kommt alle Tage vor in der Großstadt. Sie wissen doch, wer der Herr da oben ist?“

„Nein, Herr Kommissar, das weiß ich nicht“, stotterte der Alte. „Er hat es gestern vergessen, sich ins Fremden-

buch einzutragen, und ich dachte, es wäre heute noch Zeit genug, ihn nach seinem Namen zu fragen."

"Sie wissen doch, daß Sie sich da gegen die polizeiliche Vorschrift vergangen haben, mein Lieber, keinen Fremden unangemeldet die Nacht zu beherbergen?"

"O ja, das weiß ich wohl, aber wer denkt denn daran, daß so ein feiner Herr etwas Unrechtes vorhaben könnte?" Damit begann er unruhig im Zimmer hin und her zu laufen und sich verlegen die Hände zu reiben. "Wenn nun etwas passiert, wenn es zwischen Ihnen und dem Herrn zu einem Skandal kommt und die Polizei nachher nachfragt — und ich weiß nicht einmal seinen Namen! — O, was kann daraus werden? Sie sind ja imstande und entziehen mir die Konzeption!"

"Na, so schlimm ist es nicht", griff Oswald ein. "Dem Unglück können wir zum Dank für Ihre freundliche Unterstützung schon abhelfen. — Der Herr ist ein Bekannter von mir, also geben Sie schnell das Fremdenbuch her. Ich werde Ihren Irrtum wieder gut machen."

Eiligt brachte der Wirt das Verlangte, zugleich stellte er Tinte und Feder auf den Tisch, und Oswald schrieb unter das Datum des vergangenen Tages den Namen: Bodo, Graf zu Neudeck. Es war totenstill in dem Zimmer, als Oswald die Rubrik des Fremdenbuches ausfüllte.

Hinter den Schwarzwaldbergen ging die Sonne auf, golden und purpurn flammte es herein in die kleine Schenkstube, und bis tief ins Zimmer hinein schien die goldene Lichtwelle zu strömen.

Da plötzlich stukten alle drei.

Ein scharfer, kurzer Knall dröhnte von oben her durch das Haus und ließ für einen Moment die Fensterscheiben erzittern.

Dann war alles still wie zuvor.

"Allmächtiger!" stammelte der Wirt tonlos, indem er sich befreuzte, "da hat sich einer erschossen!"

"Möglich!" erwiderte Oswald, dem es eiskalt über den Rücken lief. "Wollen Sie, bitte, einmal nachsehen, Herr Geride! Und nehmen Sie als Zeugen den Herrn Wirt mit hinauf!"

Geride erhob sich stumm und schritt dem Wirt voran, der ihm mit zitternden Knien folgte.

Oswald blieb allein.

Da draußen war alles Leben und frohes Erwachen in der freien Natur. Auf den kleinen Fenstern der Dorfstraße flimmerte das Rot des jungen Tages wie flüssiger Purpur, in goldgesäumten Wolken leuchtete der Himmel über den Bergen, und jubelnd stiegen die Lerchen über den Feldern empor, während in den Wipfeln der alten Buche vor dem Wirtshaus Hunderte von Späken in den Morgen hineinzwischerten.

In Oswalds Seele war alles still und ruhig, wie nach einem furchtbaren Gewitter.

Eine gewisse Müdigkeit lag über seinem Körper und seiner Seele, eine Abspannung aller physischen und moralischen Kräfte ließ für den Augenblick keinen anderen Gedanken in ihm aufkommen, als den einen — seine Arbeit war getan, seine Pflicht war erfüllt.

Um den Preis eines Menschenlebens war es geschehen, und war dieser Mensch auch noch so schlecht und verächtlich, hatte er auch noch so abscheuliches begangen, es war immerhin ein Mensch, zu dessen Richter er sich aufgeworfen, dem er die tödliche Waffe in die Hand gedrückt.

Er hatte gesiegt in dem großen geheimnisvoll geführten Kampf, aber dieser Sieg erfüllte ihn nicht mit der strahlenden Freudigkeit, die er erwartet hatte. Ein fremdes, unheimliches Gefühl breitete sich wie ein häßliches Uebel über sein Innerstes und ließ keine Befriedigung aufkommen, eine leise Stimme schien ihm jetzt plötzlich, wo er am Ziele stand, aus seiner verborgensten Empfindungswelt etwas zuzusüstern, das wie ein Vorwurf klang. Und dennoch, was hätte er anders tun können? Welcher Ausweg blieb noch offen nach allem, was geschehen?

Gätte er das Recht gehabt, dem Gesetz einen Mann zu entziehen, der mit teuflischer Berechnung einen solchen Mord geplant, und zu feige, ihn selbst auszuführen, sich der Hilfe

eines Weibes dazu bediente, das er vorher zur willenlosen Sklavin seiner Leidenschaft gemacht?

Gätte dieser Mensch frei ausgehen dürfen? Nein! Und würde nicht das aus den Mauern des Irrenhauses befreite Opfer dieses Elends ihn schonungslos den Gerichten überliefert haben? Dann wäre der Skandal ein offener und unvermeidlicher gewesen, und der Vetter des Mädchens, naher Verwandter ihres Hauses, wäre rettungslos zum Buchhändler geworden, ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Menschen.

Vor diesem entsetzlichen Schicksal hatte er den Unseligen bewahrt, und der Name dorer von Neudeck blieb rein!

Ruhig und klar mit sich selbst erhob er das Haupt.

Dann öffnete er das Fenster, daß die frische Morgenluft seine heiße Stirn kühlte, und lehnte sich weit hinaus in den erwachten Tag.

Er hörte wie im Traum das Kommen und Gehen, das Flüstern und Sprechen der Menschen im Hause, die der Schutz herbeigelockt hatte, hörte das Knarren von Schritten auf der Treppe, das öftere Öffnen und Schließen der Haustür und das Hin- und Herlaufen der Leute über ihn im ersten Stockwerk.

Dann weckte ihn Gerides Stimme, und langsam wandte er sich um.

"Tot?" fragte er leise.

Der Detektiv nickte. "Mitten ins Herz! Auf dem Tisch lag dieser Brief an Sie!"

Damit überreichte er Oswald das geschlossene Kuvert, das dieser mechanisch öffnete.

Der von ihm inspirierte Bettel lag darin, mit fester, energischer Hand geschrieben, die offenbar nicht einen Moment gezittert hatte.

Später betrat der Bürgermeister mit einem Ratschreiber die Gaststube, und hinter ihnen bligte der Helm eines Landgendarmen. Die hohe Obrigkeit kam, um den Tatbestand aufzunehmen, und schnell trat Oswald auf den Ortsvorstand zu: "Hier, Herr Bürgermeister, sind die letzten Worte des Unglücklichen, die an mich gerichtet sind und den vorzeitigen Selbstmord des Herrn Grafen zur Genüge erklären. Wollen Sie, bitte, das Papier zu den Akten legen. Herr Geride, Detektivbeamter aus Berlin, wird Ihnen die weiteren nötigen Erklärungen geben, denn er hat mit dem Herrn Wirt den Toten gefunden. Ich selbst werde den bereits angespannten Wagen des Herrn Wirts benutzen, um auf Schloß Neudeck der gräßlichen Familie die Nachricht zu bringen, damit sie nicht vorher ein Unberufener dem Herrn Grafen weniger schonend übermitteln, der, wie Sie wissen, schwer leidend ist. Sie, Herr Geride, erwarte ich auf Neudeck."

Damit verbeugte er sich und schritt ungehindert an allen hiederen und erschrockenen Landleuten vorüber und begab sich auf den Hof hinaus, der jetzt gänzlich verlassen war.

Man hatte in der Aufregung den armen Francois im Pferdestall vollkommen vergessen. Schnell öffnete Oswald mit dem Schlüssel, den der Wirt ihm gegeben, die Stalltür und sah in der Ecke mit einem kläglichen Gesicht voll Schrecken und Angst den Gefangenen zwischen Heubündeln und Futtereimern halb verkrochen.

"Machen Sie, daß Sie schnell herauskommen, Francois!" rief er dem Erschrockenen zu. "Es ist kein Augenblick zu verlieren. Graf Bodo hat sich soeben erschossen. Aber beruhigen Sie sich, es soll Ihnen nichts geschehen, wenn Sie keine Dummheiten machen."

"Monsieur Frits!" stotterte der Franzose, noch immer an allen Gliedern zitternd. "Wo kommen Sie denn hierher?"

"Das könnte ich Sie fragen, und mit größerem Recht. — Machen Sie jetzt schnell, daß Sie fortkommen und zwar mit mir. Verstanden? Sie sehen sich zum Rutscher auf den Hof. In einer Stunde müssen wir auf Neudeck sein."

"Aber wie ist denn das alles nur gekommen?"

"Das erkläre ich Ihnen zuhause. Rufen Sie jetzt den Rutscher."

Eben, als Francois aus der Tür wollte, kam der Rutscher über den Hof.

„Kehren Sie zu, Johann, was Sie können“, rief ihm Oswald zu. „Wenn wir in einer Stunde auf dem Neubucker Schloß sind, haben Sie doppeltes Trinkgeld verdient.“

Wie der Wind flog das Gostor auf, im Nu saßen Francois und der Kutscher auf dem Boock und Oswald hinten im Fond, die berben Säule griffen aus und der Wagen rollte im schnellsten Tempo über die Chaussee.

Während der Fahrt hatte Oswald hinreichend Zeit, mit all seinen Plänen ins Reine zu kommen, und wie er vor sich neben dem Kutscher den famosen Herrn Francois sitzen sah, der so ganz in seiner Angst und Hilflosigkeit seinem energischen Kommando gefolgt war und nun so absolut willenlos sich von ihm transportieren ließ, wohin es ihm beliebte, überkam ihm ein Gefühl des Humors, trotz all der ernststen und tragischen Dinge, die sich eben ereignet hatten.

Was mußte alles in dem Domestikenschädel vorgehen, während die Pferde in ununterbrochenem Trab einen Kilometerstein nach dem anderen hinter sich ließen.

Diesen braven Francois brauchte Oswald zunächst, um das wunderbare Verschwinden des Majoratsherrn aufzuklären und die einzelnen Details über die Angelegenheit zu erfahren.

Dann mochte er gehen, wohin er wollte.

Schaden konnte er niemandem, denn Oswald hatte ihn ja vollständig in seiner Hand.

Nun war nicht viel mehr übrig zu tun, nur das Schönste, das Beglückendste stand noch bevor, den Totgeglaubten mit den Seinigen wieder zu vereinen. Und dann?

Unwillkürlich mußte er lächeln bei dem Gedanken. Dann war es Zeit, sich aus der häßlichen Raupe in den goldigen Schmetterling zu verwandeln und auf den Moment dieser Metamorphose freute er sich wie ein Kind.

Als der Wagen in den Hof einfuhr, schlug es acht Uhr drunten in der Ortskirche.

Deutlich trug der Wind den Schall über die Hügel herauf. Um 10 Uhr kam Neumark, also blieben ihm gerade zwei Stunden noch in seiner Eigenschaft als gräßlich Neubucker Kammerdiener.

Als er den Kutscher entlohnt hatte, wandte er sich an Monsieur Francois mit den Worten:

„Sie wissen, daß Baroness Julia heute nacht das Schloß verlassen hat, wissen auch, daß Graf Bodo zu Neudeck sich vor einer Stunde erschoss. Welche Interessen Sie hatten, diesen beiden auf Kosten ihrer Herrschaft so pflichteifrig zu dienen, weiß ich nicht, will ich nicht wissen. Nur eins will ich Ihnen sagen und danach richten Sie sich. Ich halte Sie für klug genug, Ihren Vorteil im Auge zu behalten, und das tun Sie nur, wenn Sie blind meinen Anordnungen folgen.“

„Ja, das will ich“, antwortete der Franzose eingeschüchtert. „Nur weiß ich nicht, wenn man fragt —“

„Wenn man fragt, antworten Sie, daß Graf Neudeck sich wegen Spielschulden von ganz enormer Höhe erschossen hat — denn das ist offiziell die Ursache seines Selbstmordes. Verstehen Sie mich wohl: Ich sagte offiziell! Und in Ihrem Interesse liegt es natürlich erst recht, diesen Grund nicht zu dementieren!“

„Sie meinen, Herr Weber?“

„Ich meine, daß ich die wahre Todesursache ebenso gut kenne, wie Sie. Aber ich wünsche mit Ihnen nicht darüber zu sprechen.“

Francois sah als kluger Fuchs, daß es unstrittig war, daß Oswald alles wußte, und daß es keinerlei Zweck haben würde, ihm gegenüber irgend etwas zu leugnen. Ebenso gut aber merkte er, daß Oswald geneigt war, die ganze Sache möglichst zu vertuschen was für ihn natürlich von höchster Annehmlichkeit war.

„Sie werden mich auf meinem Zimmer erwarten, denn mir liegt daran, daß Sie, der letzte Zeuge eines geplanten Verbrechens, binnen einer Stunde das Schloß verlassen haben. Auch will ich nicht wissen, wohin Sie gehen. Sie sehen also, daß Sie von mir nichts zu befürchten haben.“

Francois verbeugte sich und murmelte einige Worte des Dankes, dann verschwand er über die Treppe, die nach oben

führte, während Oswald die Räume des Erdgeschosses betrat.

Als er das Wohnzimmer betrat, blieb er auf der Schwelle wie angewurzelt stehen.

Sein Auge fiel auf ein entzündendes Bild, das nach all dem furchtbaren Ernst der letzten Stunden wie heller Sonnenschein in sein Herz leuchtete. Das große Erkerfenster war weit geöffnet, daß die würzige Morgenluft, vereint mit dem Duft des Jasmin, der vor den Fenstern in voller Blüte stand, ungehindert ins Zimmer strömen konnte.

Im Lehnstuhl, genau an derselben Stelle, wo er ihn zum erstenmal gesehen, saß der alte Graf, weich in Kissen und Decken gehüllt, und die rosigen Wangen, die hellen Augen, die dem Eintretenden zugrübten, sprachen deutlich von Genesung und neuer Lebenskraft.

Neben ihm, auf dem niedern Taburett, halb zu seinen Füßen, saß Thea, hatte die Arme um die Knie geschlungen und sah von unten dem Grafen ins Gesicht.

Draußen vor den Fenstern zwitscherten die Vögel und die Sonne lachte goldig herein.

Vater und Tochter sahen sich freundlich lächelnd nach Oswald um, und ihm schien, als hätte Thea ihm zugewinkt.

„Guten Morgen, Fritz!“ sagte der Graf. „Sie sehen, daß ich, ohne auf meinen getreuen Pfleger zu warten, schon Kraft genug habe, mich allein anzufleiden und den Weg hierher zu meinem Lieblingsplätzchen zu machen.“

„Und ich freue mich, Ihnen, gnädigster Herr, als erster meinen wärmsten Glückwunsch auszusprechen, Ihnen und der gnädigsten Komtesse! Ich bitte, dies nicht als die formelle Redensart eines bezahlten Mietlings aufzufassen, sondern als den Ausdruck meines tiefinnersten persönlichen Gefühls!“

Damit verbeugte er sich ganz im Charakter seiner bisher so meisterhaft gespielten Rolle, aber aus seinen dunklen Augen leuchtete die ganze reiche Welt von Glück und Freude deutlich heraus, die, seitdem er das Schloß betreten, sein ganzes Inneres erfüllte.

„Ich nehme diesen ersten Glückwunsch gerade aus Ihrem Munde um so freudiger an, als ich nur zu gut weiß, welch großen Anteil Sie an dieser meiner unerhofften Genesung haben“, fuhr der Graf fort. „Meine erste Pflicht, sobald ich wieder an die Pflichten des Lebens denken kann, soll es sein, mit Ihnen eingehend über das zu sprechen, was ich gestern Ihnen gegenüber betonte, denn es ist mein Wunsch, daß Sie, sobald als möglich, Ihre Stellung verändern, die Ihrer unwürdig ist!“

„Ich danke Ihnen, Herr Graf“, entgegnete Oswald.

„Ich muß heute leider an meinen Glückwunsch noch eine Nachricht knüpfen, die vielleicht geeignet ist, Sie zu erschrecken. Um dem vorzubeugen, habe ich es übernommen, diese Mitteilung zu überbringen. Heute Nacht ist Graf Bodo von Neudeck, Ihr Herr Neffe, ganz plötzlich verschieden!“

„Tot?“ rief Thea und fuhr wie von einer Feder empor, vornehmst von ihrem Sitz. Ihr Gesicht war blaß wie der Schnee, und ihre Augen hafteten sich mit einer so beredten Sprache auf den Sprecher, daß er sofort begriff.

Auch der Graf blickte Oswald erschrocken an, und so entging ihm der seltsame Ausdruck im Gesicht seines Kindes, der ihn sicherlich weit mehr außer Fassung gebracht hätte, als der Tod eines Menschen, den er von Grund seiner Seele verachtete.

„Ich habe zuverlässige Nachrichten, Herr Graf“, fuhr Oswald fort, „der Herr Graf haben sich wegen bedeutender Spielschulden, wie ein zurückgelassener Zettel besagt, erschossen! Vor einer Stunde fand man seine Leiche!“

„Und meine Nichte hat bei Nacht und Nebel das Schloß verlassen! Aber ich sehe vorans, daß Sie das auch bereits wissen — Sie rätselhafter Mensch! Steht diese plötzliche Abreise mit dieser eben gemeldeten Nachricht vielleicht im Zusammenhang?“

„Wohl möglich, Herr Graf“, entgegnete Oswald, ohne die äußere Ruhe zu verlieren. „So viel weiß ich wenigstens gewiß, daß Baroness Julia und Herr Graf Neudeck in Beziehungen standen, die wohl kaum durch die nahe Ver-

Manntschafft zu rechtfertigen waren. Und so glaube ich, daß Baroness von Vingen wohl mit dem verzweifeltsten Entschluß ihres Vaters vertraut war!

„So — so!“ antwortete der Graf leise, indem sein graues Haupt sinnend auf die Brust sank, „nun erklärt sich mir manches!“

Dann trat eine lange, dumpfe Pause ein.

Keiner sprach ein Wort, und Oswald hatte das bestimmte Gefühl, daß jedes nun folgende Gespräch ihm Erklärungen abnötigen müßte, vor denen er unwillkürlich ein leises Bangen fühlte. Schnell entschlossen machte er daher den Versuch, diese Auseinandersetzung abzuscheiden.

„Verzeihen Sie mir, Herr Graf, wenn ich mir eine Bitte erlaube! Würden Sie die Gnade haben, mir auf einen Tag Urlaub zu gewähren, den ich zu einer Reise nach der Residenz benutzen möchte? Ich möchte Sie auch herzlich bitten, mich nicht nach dem Zweck dieser Reise zu fragen, da die Angelegenheit nicht mein ausschließliches Geheimnis ist! Vielleicht haben der Herr Graf so viel Vertrauen zu mir!“

„Das habe ich allerdings! Obgleich Sie mir heute eine Menge Rätsel zu lösen aufgaben, denn Sie sprechen von diesen Dingen, die für uns so überraschend kommen, mit einer Ueberlegenheit, als wären Sie mit ihnen von Anfang an vertraut gewesen. Aber ich sehe, Sie wollen in diesem Augenblick noch nichts gefragt sein. Ich kenne Ihre Gründe nicht, aber ich respektiere sie, woraus Sie am besten sehen können, wie unbedingt ich Ihnen vertraue. Nehmen Sie also Ihren Urlaub — aber nur unter einer Bedingung!“

„Und diese Bedingung, Herr Graf?“

„Daß Sie wiederkommen!“ antwortete der Graf, indem er Oswald fest in die Augen sah. — Geben Sie mir darauf Ihr Wort?“

Oswald erröthete leicht, indem er antwortete:

„Wenn der Herr Graf dem Wort Ihres Domestiken dieselbe bindende Bedeutung beizumessen geruhen, wie dem eines Kavaliere, so setzt dies allerdings ein ehrendes Vertrauen voraus, das ich gewiß nicht täuschen werde. Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Graf!“

„Auf Wiedersehen also! Und wann wollen Sie fort?“

„In einer Stunde, Herr Graf, sobald Herr Dr. Neumark hier gewesen sein wird. Ich will nur aus seinem Munde noch volle Beruhigung über Ihr Befinden haben, dann kann ich getrost reisen. Für Ihre gütige Erlaubnis danke ich verbindlichst.“

Damit verbeugte er sich und ging.

Nun hieß es rasch handeln, denn jede Stunde, die er hier noch als vermeintlicher Diener des Hauses verbringen mußte, erschien ihm plötzlich wie eine Qual, wie eine Herabwürdigung seines eigenen Selbst.

Rasch ging er in sein Zimmer hinauf und setzte Francois davon in Kenntnis, daß er hier zu bleiben und die Befehle der Komtesse strikte zu erfüllen habe.

„Komtesse Thea wird über gewisse Dinge Aufklärung von Ihnen fordern, die Sie ihr wahrheitsgetreu geben werden“, sagte er zu dem Franzosen, der wohl einjah, daß die Komödie voll Hinterlist und Lüge auch für ihn zu Ende gespielt war, und sich schweigend in alles ergab. „Aber fürchten Sie nichts, mein Vester; Sie haben Glück, mehr Glück, als Sie verdienen, denn es liegt im Interesse des gräflichen Hauses, daß von der Angelegenheit nichts in die Oeffentlichkeit kommt. Die beiden Hauptschuldigen sind stumm — der roten Baronin habe ich den Mund siebenfach verschlossen. Sobald Komtesse Thea von Ihnen volle Klarheit hat über das, was sie wünscht, steht es Ihnen frei, sich zu entfernen, und niemand wird sie daran hindern.“

Damit entließ er Francois, der sich auf sein Zimmer begab.

Nun setzte Oswald zunächst ein Telegramm auf an seinen Kammerdiener Fritz Weber.

„Komm sofort mit dem nächsten Schnellzug und bringe ar mich alles mit, was nötig, um standesgemäß Besuch zu machen. Erwarte Dich Hotel Kaiserhof, Residenz.“

Dann begann er, an Komtesse Thea seinen Abschiedsbrief zu schreiben.

Aber kaum hatte er die ersten flüchtigen Worte aufgesetzt, als ein Klopfen an der Thür ihn unterbrach und der Diener Hans ihn in Theas Namen aufforderte, so schnell als möglich zu ihr zu kommen. Selbstverständlich gehorchte er sofort.

„Ich beabsichtige, Herrn Dr. Neumark am Schloßtor zu erwarten. Begleiten Sie mich, Fritz“, sagte sie ruhig in Gegenwart des anderen Dieners, indem sie Oswald ihr Jackett reichte.

Und gleichmütig, als handle es sich wirklich um nichts weiter, als um einen Morgenspaziergang, stieg sie in seiner Gesellschaft die Stufen hinunter in den Garten.

Nachdem sie schweigend etwa hundert Schritt gegangen waren, blieb sie stehen.

Ruhig und voll sah sie ihm ins Gesicht und fragte:

„Haben Sie ihn getötet?“

„Direkt — nein!“ lautete seine Antwort.

„Also — indirekt?“

„Ja! Und ich bereue es nicht mehr, daß ich es war, der dem Feind Ihres Hauses, dem Mörder Ihres Vaters die Waffe in die Hand zwang. Das war die Arbeit dieser Nacht, auf der mich Ihr Gebet begleitete. Und nun ist mein Werk getan.“

„Und — nun wollen Sie gehen?“

„Ja — denn Fritz Weber hat in diesem Hause nichts mehr zu tun, Komtesse!“

„Und doch gaben Sie meinem Vater Ihr Wort, daß Sie wiederkommen wollten?“ fragte sie bebend.

„Und dieses Wort muß ich halten. — Ich werde noch einmal zurückkommen, um Abschied zu nehmen von dem Mann, der mir teuer wurde, und — von Ihnen.“

„Und weshalb müssen Sie gehen?“

„Weil vor meiner Rückkehr in diesem Haus sich ein Ereignis vollziehen wird, das so wunderbar, so voll von reichem unendlichen Glück sein wird für Sie, daß ich, wie jeder andere Fremde, nur die Weihe des Augenblicks stören würde. Und darüber, Komtesse, beabsichtige ich Ihnen soeben zu schreiben. Aber es ist besser, wenn ich Ihnen Auge in Auge alles sage, denn Sie haben mir bewiesen, daß Sie stark und willenskräftig in Augenblicken der Entscheidung sind. Deshalb will ich Ihnen jetzt alles sagen, was Ihrer wartet, denn nur Sie ganz allein können mit all Ihrer Liebe, mit der ganzen Bartheit Ihres Empfindens den Herrn Grafen auf die größte und folgenschwerste Ueberraschung seines Lebens schonend vorbereiten.“

„Vorbereiten?“ flüsterte Thea und sah Oswald erwartungsvoll an, unfähig, ihn zu verstehen.

„Zawohl!“ fuhr dieser fort, „denn ebenso wie das Leid, kann große und plötzliche Freude erschrecken. Denken Sie, wie wäre es, wenn Graf Herbert, der totgeglaubte Erbe dieses Hauses, lebte, wenn —“

„Mein Bruder lebt?“ schrie Thea auf, und völlig fassungslos ergriff sie Oswalds Hände und riß ihn förmlich an sich, während Tränen aus ihren Augen brachen und ihr Körper wie im Fieber zitterte.

„Ja, Komtesse“, erwiderte Oswald jubelnd, „er lebt und wird heute abend noch in den Armen seines Vaters und seiner Schwester liegen. Großes unerwartetes Glück macht ja versöhnlich, und deshalb beschwören Sie ihn, um den Ruf Ihres Namens willen, irgend einen Vorwand für seine plötzliche Wiederkehr zu erfinden und dem einzig noch erreichbaren Schuldigen, dem Diener Francois, großmütig zu verzeihen oder doch wenigstens auf seine Bestrafung zu verzichten. Denn nur so bleibt alles in Dunkel gehüllt. Wollen Sie mir das versprechen?“

(Schluß folgt.)

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Ein Band — Einband.